

RICHARD STEER †

## Zum Ursprung der Religionskritik von Ludwig Feuerbach

*Der Herausgeber des Jahrbuchs veröffentlicht an dieser Stelle einen Beitrag aus der Feder Dr. Richard Steers, der am 15. März 1967 an den Folgen einer schweren Krankheit verstorben ist. Der Verstorbene war mehr als drei Jahre wissenschaftlicher Assistent am Institut für Christliche Sozialwissenschaften der Universität Münster. Er war dem Direktor des Instituts ein wertvoller und zuverlässiger Mitarbeiter, seinen Kollegen und Freunden begegnete er mit einer liebenswerten Menschlichkeit, den Studierenden war er ein stets hilfreicher Berater. Die Erreichung seines Zieles, in Kürze das theologische Doktorat zu erwerben und später einmal als akademischer Lehrer tätig zu werden, war ihm nicht vergönnt.*

*Während seiner Jahre in Münster schälte sich immer stärker bei ihm das Anliegen heraus, die Probleme der christlichen Sozialwissenschaft von der anthropologischen Seite her anzugehen, ein Versuch, der sich noch weitgehend auf Neuland bewegt, das erst tastend erschlossen werden muß. Der Herausgeber möchte das Andenken seines verstorbenen Mitarbeiters dadurch ehren, daß er aus dessen Nachlaß diesen Beitrag über Ludwig Feuerbach veröffentlicht, in dem der Verfasser sein Anliegen erprobt.*

*Wilhelm Weber.*

### I. EINLEITUNG

Das Anliegen dieser Untersuchung gilt dem Leben und dem Werk von *Ludwig Feuerbach*. Im Vordergrund steht dabei die Frage nach dem »personal-sozialen« oder »relationalen« Ursprung seiner Religionskritik. Diese Fragestellung drängt sich auf, weil bei eingehendem Studium nicht übersehen werden kann, daß sein philosophisches Denken und Arbeiten immer wieder auf den Ablauf und die Ereignisse seines Lebens verweisen. *Feuerbachs* Werk legt die begründete Vermutung nahe, daß die Phasen und Stadien im »Werde- und Reifungsprozeß« des Menschen *Feuerbach* auf merkwürdige Weise in dessen Denken eingegangen sind. Wenn nicht alles trügt, findet sich in *Feuer-*

*bachs* Anthropologie »umgesetzt« wieder, was in seinem Leben zur »Werdenot« und »Reifungsstörung« geworden ist. Besondere Bedeutung muß in diesem Zusammenhange seiner Auseinandersetzung und seinem Bruch mit dem Vater beigemessen werden. Der urtümliche Protest gegen die »paternale Instanz«<sup>1</sup> stellt sich als Grundzug seines Lebens und seines Werkes schlechthin dar. Doch was hier als begründete Vermutung ausgesprochen wird, muß die Untersuchung selbst erweisen. Als Hindernis für einen lückenlosen Aufweis wird sich dabei der Rahmen dieser Untersuchung herausstellen, insofern auf Grund des engen Raumes *Feuerbach* selber nicht so oft und so umfangreich wird zu Wort kommen können, wie es von der Sache her erforderlich wäre. Um von vornherein Mißverständnisse zu vermeiden, muß auf diese Beschränkung hingewiesen werden. Ein anderer Gesichtspunkt muß zu Beginn dieser Überlegung noch berücksichtigt werden: *Feuerbachs* Werk stellt nicht eine »unvermittelte Umsetzung« seines Lebens dar. Es drückt vielmehr in Chiffren aus, was er erlebt und erlitten hat, was er erstrebt und gewollt hat, und woran er letztlich gescheitert ist. Um die Chiffren lesen zu können, sind wir auf Bilder angewiesen, die Person und Sache gleichsam durchleuchten.

Der Sinn dieser Arbeit ist es, einen Beitrag zum »Vaterproblem«<sup>2</sup> zu liefern und unter dieser Rücksicht zur Diskussion um den Atheismus, oder besser: Antitheismus, beizusteuern. Das Ziel der Untersuchung ist es dabei aufzuzeigen, daß *Feuerbachs* Antitheismus eine personalrelationale Seite hat, die bei der Beurteilung seines Glaubens oder Unglaubens nicht übersehen werden darf. Sein Antitheismus ist in dem Maße relativ, in dem er relational ist. Das aber bedeutet keine »Relativierung« dieses Protestes, sondern lediglich seine Vorverlagerung aus der absoluten Sphäre der Transzendenz in den Bereich menschlichen Zusammenlebens, das damit ein ganz neues und schweres Gewicht bekommt. Die Voraussetzung, die diese Untersuchung trägt, ist die Einsicht, daß der Glaube an Gott des Glaubens an den Menschen bedarf.

<sup>1</sup> Vgl. *W. Heinen*, Die Gestalten des Vaters und des Paternalen in der Lebensgestaltung der Gesellschaft, in: Jahrbuch des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Bd. 6, Münster 1965, 11 ff.

<sup>2</sup> Vgl. *W. Heinen*, a. a. O.; *M. Becker*, Das Vaterbild des Unbewußten in seiner Bedeutung für die Sozialwissenschaft, in: Jahrbuch des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Bd. 6, Münster 1965, 27 ff.; Psychotherapie und Seelsorge, hrsg. v. *Wilhelm Bitter*, 2. Aufl., Stuttgart 1954; Vorträge über das Vaterproblem in Psychotherapie, Religion und Gesellschaft, hrsg. v. *Wilhelm Bitter*, Stuttgart 1954; *J. Rattner*, Kafka und das Vaterproblem, München-Basel 1964.

Mensch für den Menschen ist aber immer eine Mutter und ein Vater, sind Brüder und Schwestern, Söhne und Töchter, ist ein Mann und eine Frau<sup>3</sup>. In der Liebesbegegnung mit ihnen offenbart sich das Heil.

Das Leben und das Schaffen von *Ludwig Feuerbach* lassen sich, wie mir scheint, sinnvoll in fünf Perioden einteilen: eine erste Periode umfaßt Kindheit und Jugend bis zum Abschluß des Gymnasiums und bis zum Beginn des Universitätsstudiums (1804–1822/23). Die Zeit an den Universitäten in Heidelberg und in Berlin muß ohne Zweifel als eigene Phase betrachtet werden; sie ist die entscheidende Periode im Leben *Feuerbachs*. In diesem Stadium geschieht in der Auseinandersetzung und im Bruch mit dem Vater der Übergang von der Theologie zur Philosophie. Am leuchtenden Vorbild von *Hegel* versucht *Feuerbach*, sein Leben zu gewinnen. Er weiß nicht, wie sehr es zu dieser Stunde gefährdet ist. »Tat und Geschehen« dieses Ereignisses bilden die »Mitte« im Leben von *Feuerbach*. Um sie dreht sich alles. In sie mündet alles ein. In ihr gründet das Verhängnis seines Lebens. Doch nicht nur Verhängnis! In ihr scheint jenes Heil auch flüchtig auf, das die Liebe bedeutet und die Hoffnung des Du. Es geht ihm verloren, doch *Feuerbach* weiß um das Heil. Vielleicht liegt darin die verborgene Hoffnung seines Lebens.

Die zweite Periode endet jedoch nicht mit dem Verlassen der Berliner Universität, sondern drängt gleichsam ein Stück über sich selbst hinaus und findet ihren vorläufigen Abschluß mit der Promotion zum Doktor der Philosophie (1828). Seine Ernennung zum Privatdozenten (1829) scheint eine neue Lebensphase einzuleiten. Doch diese Erwartung wird jäh zunichte. Mit der anonymen Veröffentlichung seiner Schrift »Gedanken über Tod und Unsterblichkeit« (1830) schreckt *Feuerbach*, der bald als Verfasser dieser Schrift vermutet wird, seine Umwelt auf. Die Bestürzung, die seine »Gedanken« auslösen, wird rasch zur Entrüstung. Anders, als es der Autor erwartet hatte, wird seine Schrift als Gotteslästerung angeprangert. Von dieser Stunde an beginnen für *Feuerbach* die Leidensgeschichte und der Leidensweg seines Lebens. Doch zunächst gibt er sich nicht geschlagen. In den Jahren von 1830 an, die eine dritte Periode in seinem Leben einleiten, versucht er alles, um seine in Erlangen erlittene Niederlage zu überwinden. Er kämpft um seine Existenz. Er sucht einen Beruf. Er hält Ausschau in

---

<sup>3</sup> Vgl. W. Heinen, Die acht Grundgestalten des Lebensweges im Spannungsfeld von Familie und Berufsbereich, in: Jahrbuch des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Bd. 5, Münster 1964, 21 ff.

den deutschen Ländern, er hält Ausschau in Frankreich. Freunde helfen ihm dabei. Aber er findet nichts. Wie Don Quichote kämpft er traum- und illusionsbefangenen jahrelang gegen Windmühlen an. Er findet keinen Menschen, der ihn verstanden und angenommen hätte. Sein Ringen um eine materiell gesicherte und unabhängige Existenz dauert 11 Jahre lang, von 1830 bis 1841. Wie sein Leben zeigt, ist in diesen Jahren noch alles offen. Was sich aber von den tatsächlichen Ereignissen her wie ein Gewitter, wie ein Sturm in *Feuerbach* zusammenzieht, zeigt er 1841 mit seiner schonungslosen und radikalen Kritik des Christentums. Das »Wesen des Christentums« ist die Antwort eines Hinausgeworfenen. Zehn Jahre der Unterdrückung, der Zurücksetzung, der Ablehnung zeitigen darin ihre Frucht. *Feuerbach* kämpft den Schock von 1830 und die bitteren und demütigenden Erfahrungen der folgenden Jahre auf seine Weise nieder. 1841 steht er auf dem Gipfel seiner Selbstbehauptung. Die Phase dieser Selbstbehauptung und des ersten Triumphes, den er allzu rasch für einen endgültigen Sieg hält, stellt eine vierte Periode in seinem Leben dar. Sie endet so jäh und bestürzend, wie sie plötzlich und großartig begonnen hatte. Zu den Vorlesungen in Heidelberg schon (1848) schleppt sich ein gebrochener *Feuerbach*. Die rätselhaften Vorgänge in Heidelberg, um deren innere Bedeutung er gewußt hat, leiten die letzte und fünfte Periode in seinem Leben ein. Seine Kraft ist verbraucht, und seine Lebensflamme erlischt zusehends. Ein letztes Aufflackern in seinem späten Werk der »Theogomie« verbreitet keinen hellen Schein mehr. Verlassen und verbittert stirbt *Ludwig Feuerbach* nach schmerzlichen Jahren zunehmenden Verfalls am 12. September 1872 in Rechenberg bei Nürnberg.

## II. KINDHEIT UND JUGEND (1804–1822/23)<sup>4</sup>

*Ludwig Feuerbach* wurde am 28. Juli 1804 in Landshut geboren. Getauft wurde er, obwohl seine Eltern Protestanten waren, in der dortigen katholischen Pfarrei St. Jodok. Die katholische Taufe seines Sohnes schien dem dortigen Professor *Anselm Feuerbach* geraten. An

<sup>4</sup> Vgl. *W. Bolin*, Ausgewählte Briefe von und an Ludwig Feuerbach, Bd. I, Biographische Einleitung, Briefe 1820–1837, in: *Ludwig Feuerbach*, Sämtliche Werke, Bd. 12 u. 13, Stuttgart – Bad Cannstatt 1964; *Ib. Spoerri*, Genie und Krankheit, Basel – New York 1952, bes. die Kapitel II B, C, F, G, H; ferner Kapitel III; vgl. ferner *Anselm Ritter v. Feuerbachs* biographischer Nachlaß, hrsg. v. *L. Feuerbach*, Leipzig 1853.

der katholischen Universität nämlich hatte er in den ersten Jahren seiner Tätigkeit Rang und Namen. Mit den Professoren, meistens katholische Geistliche, verband ihn zudem eine herzliche Freundschaft.

Wer war die Familie *Feuerbach*? Wer war der Vater, wer die Mutter, wer waren die Geschwister? Das Leben dieser Familie, ihre »Genialität und Krankheit« (*Spoerri*) ist im Kern schon die Geschichte von *L. Feuerbach* selbst.

Mittelpunkt dieser Familie ist der Vater, der Kriminalist *A. Feuerbach*. Um ihn dreht sich alles – zeitweise auch der Bayerische Hof –, von ihm werden alle Familienmitglieder inspiriert, an ihm leiden alle, voran seine Frau, die Mutter seiner acht Kinder, aber auch seine Söhne, und mindestens einer von ihnen geht schließlich an ihm zugrunde: sein Sohn *Ludwig*. Der Vater ist wie ein Vulkan, feuerspeiend und lodernnd. Er steckt an und entflammt, wer ihm nahe kommt; er vernichtet, wer ihm zu nahe kommt. Er ist gefeiert als Dozent, berühmt als juristischer Schriftsteller, vom Bayerischen Hof geschätzt und gefürchtet, von den Frauen nicht verachtet. Er lebt ein Leben lang in »Saus und Braus«, er erlaubt sich alles, den anderen aber wenig. Bei *A. Feuerbach* begann das Leben mit 17 Jahren, und das auf eine sehr dramatische, höchst komische und letztlich tragische Weise. Im Mittelpunkt dieser Geschichte steht der Vater von *A. Feuerbach*, der Frankfurter Advokat *Johann Anselm Feuerbach*, ein Despot und Tyrann sondergleichen, der außer am Herrschen nur noch an Geld und Frauen interessiert war. Auf der Flucht vor ihm verläßt der 17jährige *Anselm*, nachdem er in offenem Protest die im Elternhaus weilende Nebenfrau des Vaters geohrfeigt hatte, »bis zur Unkenntlichkeit ver mummt bei Nacht und Nebel« (*Spoerri*) seine Vaterstadt Frankfurt. Der heimatlose und bittere Not erduldennde *Feuerbach* »leidet unter dem gespannten Verhältnis außerordentlich«.

Nach der Flucht aus Frankfurt wendet er sich nach Jena, wo er sich nach einem Umweg über die Philosophie der Rechtswissenschaft verschreibt, um sich als Jurist und Kriminalist von Jahr zu Jahr mehr Ansehen zu erwerben. Von 1796 an veröffentlicht er jedes Jahr ein Buch. 1797 wird er zum Dozenten in Jena ernannt. Kurz vor der Ankunft des zweiten Sohnes, um die Jahrhundertwende, verheiratet er sich mit *Wilhelmine Tröster* aus Dornburg, einer natürlichen Enkelin des *Ernst August* Herzog von Sachsen-Weimar. Über Professuren in Kiel und Landshut, über eine 8jährige Tätigkeit am Bayerischen Justizministerium und über seine Tätigkeit in Bamberg gelangt er

schließlich als Oberpräsident des dortigen Appellationsgerichts nach Ansbach, wo er von 1817 an bis kurz vor seinem Tode, im Mai 1833, lebte. Er war Vater von fünf Söhnen, drei Töchtern und zwei außer-ehelichen Söhnen.

*A. Feuerbachs* Leben ist geprägt durch den Bruch mit seinem Vater, durch eine trotzig erkämpfte berufliche Karriere, durch seine Auf-sässigkeit gegenüber dem Bayerischen Königshof, durch eine geradezu naive Grausamkeit gegenüber seiner Frau in seinen zwei außer-ehelichen Verhältnissen und durch seine Herrschsucht in der eigenen Familie. Er wollte nicht geliebt, sondern gefürchtet werden. Der Bruch mit dem Vater ist nach *Spoerri* für ihn schicksalbestimmend. Zu seinem Werk meint er: Seine »Leistung nährt sich aus dem Trotz gegen seinen Vater. Die Wunde, welche ihm die väterliche Verachtung und Lieblosigkeit zufügt, treibt ihn zur kompensierenden Tat«<sup>5</sup>. An anderer Stelle schreibt *Spoerri*: »Hinter dem aggressiven und hyperthymen Selbstbewußtsein *Feuerbachs* bohrt und schmerzt eine verborgene Wunde, die ihre Ursache in dem Verhältnis zu seinem Vater, dem Advokaten, haben dürfte, dessen despotische Herrschsucht die Kindheit *Feuerbachs* beschattet hat«<sup>6</sup>. In engstem Zusammenhang damit ist *A. Feuerbachs* zerrissenes Wesen zu sehen, das einer alle Ufer sprengenden Flut gleicht. Das Strafrecht, mit der besonderen Betonung und ausschließlichen Bewertung der Tatschuld, wird ihm zur Idee, an die er sich klammert.

»Ohne Zweifel hat die intensive Beschäftigung *Feuerbachs* mit den Problemen des Strafrechts eine psychologische Ursache. Er spürt und ahnt die Gefahren, den »Sumpf«, die »erbärmliche Gemeinheit« in seiner eigenen Seele und droht sich selbst mit den Strafen, die er als Gesetzgeber aufstellt«<sup>7</sup>.

Wer war die Mutter von *Ludwig Feuerbach*? Um diese Frage zu beantworten, bedarf es keiner weit ausholenden Betrachtung mehr. *Wilhelmine Feuerbach* war eine Frau, die ihren Mann zeitlebens geliebt hat. Anders als die Frau des Advokaten hat sie im Verhältnis zu ihrem Mann nie die Würde verloren, im Gegenteil: gerade in der tiefsten Demütigung und Erniedrigung fand sie zu ihrer vollen fraulichen und mütterlichen Würde. Dabei verhärtete sie in der Distanz zu *A. Feuerbach* nicht ihr Herz. In Geduld und Warten geübt, kehrte sie, nachdem sie 1817 ihren Mann verlassen hatte, in die Ehe zurück, als

<sup>5</sup> *Th. Spoerri*, a. a. O., 31.

<sup>6</sup> *Ebd.*, 30 f.

<sup>7</sup> *Ebd.*, 30.

die Verhältnisse ihr es erlaubten. *Wilhelmine* war die ruhige und gelassene Mitte in einer Familie, die der Vater immer wieder neu gefährdete. Das Werk von *L. Feuerbach* wird zeigen, welch stillen, aber festen Platz diese Frau und Mutter im gestörten Leben ihres Sohnes einnahm.

Auf eine Charakteristik der Geschwister *L. Feuerbachs*, seiner vier Brüder und drei Schwestern, muß hier verzichtet werden. Nur auf zwei seiner älteren Brüder sei hier noch hingewiesen, auf *Karl* und *Eduard*, weil das Schicksal ihres Lebens mit dem Fühlen und Wollen des jüngeren auf ganz besondere Weise verbunden war. Das Schicksal von *Karl* bestärkte *Ludwig* in seiner Auflehnung und in seinem Haß gegen die staatliche Obrigkeit. *Karl*, Gymnasialprofessor für Mathematik, war im Mai 1824 wegen seines offen geäußerten Mißmuts über die deutschen Verhältnisse verhaftet worden und über ein Jahr lang inhaftiert geblieben, ohne Prozeß und Verurteilung. Während dieser Zeit erkrankte er schwer und versuchte zweimal, Selbstmord zu begehen, bis er endlich entlassen wurde. Nie mehr gesund geworden, starb er 1834 in geistiger Umnachtung. Seinen Bruder *Eduard* behandelte *Ludwig* mit kalter Verachtung. *Eduard* hatte nach der Meinung *Ludwigs* den unverzeihlichen Fehler begangen, den Berufswünschen des Vaters nachzugeben. Obwohl er mit Leidenschaft an der Biologie hing, gab *Eduard* diese Disziplin auf, um dem Wunsch des Vaters gemäß das Studium der Rechte als Berufswissenschaft zu wählen. Glücklicherweise wurde er dabei nicht. Mit zunehmendem Alter verfiel er mehr und mehr der Schwermut. *Ludwig* verachtete ihn seiner Schwäche wegen, die er vor dem Vater gezeigt hatte.

Ungefähr 1½ Jahre alt, kam *L. Feuerbach* mit seiner Familie von Landshut nach München. Er wurde zu Hause protestantisch erzogen und besuchte die Grundschule in München. Im Spätsommer 1814 übersiedelten die *Feuerbachs* nach Bamberg, wo der 10jährige *Ludwig* die »Oberprimärschule« besuchen mußte. Auf dieser Schule blieb er bis 1816. In einem Zeugnis aus dieser Zeit heißt es: »durch seinen offenen Charakter, seine Ordnungsliebe, sowie durch äusserst stilles, ruhiges Wesen, durch vorzügliches sittliches Betragen überhaupt und durch grossen Fleiss ausgezeichnet«<sup>8</sup>. Das Jahr 1817 bedeutet einen erneuten Wechsel, verbunden mit einer Reihe trüber Ereignisse. Die Familie zieht nach Ansbach. Der neue Ort bringt das offene Zerwürfnis der Eltern mit sich. Da der Vater seine Geliebte, *Nanette Brunner*, mit ins

---

<sup>8</sup> Siehe *W. Bolin*, a. a. O., Biographische Einleitung, 6.

Haus nimmt, zieht die Mutter es vor, mit den drei Töchtern nach Bamberg zurückzukehren. Was geschah mit den Söhnen? Die »beiden älteren Söhne gingen nach Erlangen, die schulpflichtigen jüngeren beim Vater erhielten einen besonderen Hausstand unter der Obhut einer älteren Dienerin«<sup>9</sup>. In den Ferien liefen sie zu Fuß nach Bamberg, um die Mutter zu besuchen. *L. Feuerbach* unterschreibt seine Briefe an die Mutter in dieser Zeit mit: »Dein treuer, Dich ewig liebender Sohn Ludwig«. Die Wunde, die der Vater ihnen allen geschlagen hatte, sollte nie verheilen.

Das Jahr 1820 wird für den 16jährigen *Ludwig* zu einem bedeutungsvollen, entscheidenden Jahr. In einer herzlosen Welt verloren, suchte er nach dem Leben, nach dem Sinn des Daseins, nach einem Trost für das wunde Herz. Er findet diesen Trost in der Religion. Rückschauend sagte er dazu im Jahre 1846: »Diese religiöse Richtung entstand in mir . . . rein aus mir selbst, aus Bedürfniss nach einem Etwas, das mir weder meine Umgebung noch der Gymnasialunterricht gab. Infolge dieser Richtung machte ich mir denn die Religion zum Ziel und Beruf meines Lebens und bestimmte mich daher zu einem Theologen«<sup>10</sup>. Er fährt fort, und man spürt in den Worten des 40jährigen noch den Atem und den Pulsschlag des 16jährigen, wenn er schreibt: »Aber was ich einst werden sollte, das wollte ich jetzt schon sein. Ich beschäftigte mich daher als Gymnasiast eifrig mit der Bibel, als Grundlage der christlichen Theologie«<sup>11</sup>. *Feuerbachs* ganzer kindlicher und naiver Eifer leuchtet auf, wenn wir einen Brief an seine Mutter vom August 1821 zur Hand nehmen. Seine Frömmigkeit strahlt darin durch alle Zeilen hindurch. Dort heißt es: » . . . möge der gütige Menschenvater im Himmel stets mit Euch sein und Euch seinen sanften Frieden stets geben, der höher ist als alles Erdenglück!«<sup>12</sup>.

Daß der 17jährige *Feuerbach* Mitte August 1821 noch nicht in einem innerlich spürbaren Konflikt mit seinem Vater lebt, zeigt deutlich eine andere Stelle des eben erwähnten Briefes, wo er voll innerer Anteilnahme von der Auswertung einer väterlichen Studienreise nach Paris berichtet. Dieser Abschnitt ist in vielerlei Hinsicht aufschlußreich; am meisten wohl deshalb, weil hier ganz deutlich seine jugendliche, unverdorbene Seele aufscheint, die nicht vom geringsten Argwohn heim-

---

<sup>9</sup> Ebd., 6 f.

<sup>10</sup> Ebd., 8.

<sup>11</sup> Ebd., 8.

<sup>12</sup> Vgl. *W. Bolin*, Briefe 1, a. a. O., 216 f.

gesucht ist. In kindlicher Anhänglichkeit steht er hinter der Arbeit und Leistung seines Vaters.

Ende 1821 stirbt die Nebenfrau des Präsidenten; im Frühjahr 1822 kehrt seine Frau nach Ansbach zurück und im Verlauf des gleichen Jahres besteht *Ludwig* am dortigen Gymnasium das Abitur. Nicht sofort bereit, an die Universität zu gehen, bleibt er bis Ostern 1823 im elterlichen Haus, um sich eigenen Studien zu widmen. Dann aber hält es ihn nicht mehr in Ansbach; er zieht zum Studium der Theologie nach Heidelberg.

### III. AN DER UNIVERSITÄT (1823–1830)<sup>13</sup>

#### 1. *Theologie in Heidelberg*

Als *Ludwig Feuerbach* nach Ostern 1823 sein Elternhaus verließ, war er fast 19 Jahre alt. Es stellt sich die Frage, in welcher geistigen und seelischen Verfassung er wohl nach Heidelberg gezogen ist, was er sich dort erwartet und erhofft hat, wovon er geträumt und wonach er sich gesehnt hat. Wer war der 19jährige *Feuerbach*? Die letzten Briefe, die erwähnt worden sind, stammen aus der Hand des 16- und 17jährigen. In diesem Alter war er fromm, gehorsam, naiv, unreflektiert und eifrig mit der Vorbereitung auf seinen zukünftigen Beruf als Geistlicher beschäftigt. Aussagen, die über die Verfassung des 19jährigen Aufschluß geben könnten, liegen keine nennenswerten vor, bis auf eine sehr inhaltsreiche Äußerung *Feuerbachs* selber, die *W. Bolin* überliefert hat. Bei ihm heißt es zu der Entscheidung für Heidelberg als ersten Studienort: » . . . er habe sich für Heidelberg entschlossen, hauptsächlich um Daub zu hören, der nach dem, was er von ihm erfahren und gelesen hatte, seinem »in der letzten Zeit des Gymnasiallebens gewonnenen eigenen Standpunkt, dem Standpunkt denkender Religiosität, vollkommen zu entsprechen schien und wirklich entsprach«<sup>14</sup>. Dieses Zeugnis korrigiert das Bild, das uns der jüngere *L. Feuerbach* von sich vermittelt hatte; nicht im negativen Sinn, sondern positiv: er war reifer geworden, der Zug zur Verselbständigung ist deutlich spürbar, die Mühe und das Ringen um den eigenen Standpunkt zeigen den kritischen Kopf, und die Wahl des Studienortes wird zu einer überlegten Entscheidung für einen bestimmten Mann, der seinem Stand-

<sup>13</sup> Vgl. *W. Bolin*, a. a. O.; *Th. Spoerri*, a. a. O.

<sup>14</sup> *W. Bolin*, Biographische Einleitung, 10 f.

punkt der »denkenden Religiosität« zu entsprechen schien. Dieser Standpunkt beinhaltet eine Weichenstellung, insofern er beinahe zwangsläufig zu *Hegel* führen mußte<sup>15</sup>. Es ist zu vermuten, daß hier bereits *Feuerbachs* Bemühen sichtbar wird, sich von seinem Vater abzuwenden: er legt Wert auf die Betonung des eigenen Standpunktes, und er wählt sich selber seinen Lehrer. Es wäre nun nicht nötig, dieses Verselbständigungsstreben hervorzuheben, kämen nicht die Vorstellungen und Überlegungen seines Vaters hemmend mit ins Spiel. Was damit gemeint ist, verdeutlicht ein Brief des Vaters vom 16. Juni 1823, in dem *A. Feuerbach* nicht nur Belehrungen und Ratschläge erteilt sowie ganz bestimmte Lehrer empfiehlt, sondern sich seinem Sohn in einer Weise freundschaftlich anbietet, die vermuten läßt, daß der Vater die Ablösung des Sohnes befürchtet und sie verhindern möchte. In seinem Herbstbrief von 1823 reagiert *L. Feuerbach* äußerst heftig und gereizt. Zunächst läßt er seinen ganzen Ärger an *Paulus* aus, einem Mann und Theologieprofessor, der ihm vom Vater empfohlen worden war. Die Ausdrucksweise dieses Briefes ist nur mit dem Wort »aggressiv« zu kennzeichnen. Man braucht dabei nicht die Psychologie zu Rate zu ziehen, um zu begreifen, daß die affektbesetzte Kritik an *Paulus* wohl nicht in dessen Theologie ihren eigentlichen und ersten Grund gehabt hat, sondern in einer viel tiefer sitzenden »Aggression«, die hier von *L. Feuerbach* direkt an *Paulus*, indirekt aber an seinem Vater selbst abregiert wird<sup>16</sup>. Ob ihm der Zusammenhang bewußt war? Es scheint dies nicht der Fall gewesen zu sein, wie ein Nachtrag zu diesem Brief zeigt. Zu Beginn des Nachtrages erweckt er den Eindruck, als ob er gleichsam vorausgewußte Einwände und Beschwichtigungen, Vorwürfe und Zurechtweisungen seines Vaters besänftigen wolle, um dann noch einmal heftig zu reagieren. Die Worte, die dann fallen, sind einprägsame Bilder: »Zuchtrute feiger Engbrüstigkeit«; »Universität als Zuchthaus«; »Hetzthunde gegen die Züchtlinge«; »den Despoten auf der Stirn«; »den Papst selbst als Protestant immer in der Tasche«; »grob und unverschämt sich aufdringendes Gebot zum knechtischen Gehorsam«<sup>17</sup>.

---

<sup>15</sup> *Daub*, auf den *Feuerbach* seine Vater-Erwartungen projizierte, trug eine Theologie vor, die ganz an *Hegels* Philosophie ausgerichtet war. *Daub* fungierte für *Feuerbach* gleichsam als »Wegweiser« zu *Hegel*.

<sup>16</sup> Vgl. zu »direkt-indirekt«: *W. Heinen*, Das indirekte Fragen nach den personalen Grundgestalten im menschlichen Agieren und Reagieren, in: Jahrbuch des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften, Bd. 5, Münster 1964, 275 ff.

<sup>17</sup> Vgl. *W. Bolin*, Briefe 1. a. a. O., 222 ff.

Was sucht *L. Feuerbach*? Ein Verhältnis des vernünftigen Rates, der Güte und der Freiheit, ein Verhältnis, in dem Vorschläge aus innerer Überzeugung befolgt werden<sup>18</sup>. D. h. er suchte einen Vater, der fähig gewesen wäre, ein solches Verhältnis mit seinem Sohn einzuhalten und zu pflegen. *Feuerbachs* Worte in diesem Brief, die hart sind, weil sie in aggressivem Ton dem Vater die Wahrheit sagen, sind die Bitte eines Heranwachsenden an den Vater um Verständnis, Liebe und Freiheit<sup>19</sup>. Sie sind gesprochen im Wissen um die eigene Unfertigkeit und Bedürftigkeit. Ein anderes Bild, das er im Nachtrag gebraucht, ist überdeutlich. Er spricht von sich »als einem Polypen, der in seiner Entwicklung noch schwebt zwischen dem freien lebendigen Leben des Wissens und dem blossen Pflanzenleben bewusstlosen Vorstellens und Meinens«<sup>20</sup>. *Feuerbach* sucht sich selbst, d. h. seine »Mitte« zwischen Geist und Leben, Bewußtem und Unbewußtem. Dieses Bild, vom 19jährigen *Feuerbach* zur Beschreibung seines Reifungsstadiums gebraucht, muß für den weiteren Gang der Untersuchung festgehalten werden. Immer wieder wird er in gleicher oder ähnlicher Weise dieses Bild gebrauchen, um seine jeweilige Verfassung zu beschreiben. Eine Erwiderung auf den genannten heftigen Brief von seiten des Vaters liegt nicht vor. Im nächsten Brief aus Heidelberg, vom 8. Januar 1824, klären sich die Verhältnisse. Wie es nicht anders zu erwarten war, *Feuerbach* will aus Heidelberg weg. Von einem Wechsel des Studienfaches ist zunächst nicht die Rede.

## 2. Von Heidelberg nach Berlin

*L. Feuerbach* hatte die Heidelberger Theologie hinter sich. Was er bei *Daub* hören konnte, hatte er gehört. Er wollte nach Berlin. Anfang Januar 1824 trägt er dem Vater die entsprechende Bitte vor<sup>21</sup>. Wie alle Briefe an den Vater aus dieser Zeit ist auch der Januarbrief von 1824 ein Gemisch aus Furcht und Auflehnung. Eine Stelle in diesem Brief ist besonders zu beachten. Er spricht von seinem Wunsch, nach Berlin zu gehen, zunächst in sehr unpassendem, kindlichem Ton. Dann aber heißt es: »... zu dessen Erfüllung ... ich wohl keine Hekatomben von Gebeten zu Dir emporzuschicken vonnöthen haben werde«<sup>22</sup>. Hier steht und offenbart sich ein Prometheus, der seinem Zeus gegenübertritt. Er haßt seinen Vater, den Gott, der sich vor ihm aufgebaut hat,

<sup>18</sup> Ebd. — <sup>19</sup> Vgl. die bisher angeführten Artikel von *W. Heinen*.

<sup>20</sup> Siehe: Briefe 1, 224. — <sup>21</sup> Briefe 1, 226 ff. — <sup>22</sup> Ebd., 226 f.

und holt ihn entschlossen von seinem Thron herunter. Diese Briefstelle ist ein Ereignis. Sie hat ihren Ursprung im Leben von *L. Feuerbach*. Was jedoch urplötzlich wie ein Blitz aufgezuckt war, verschwindet wieder hinter der hergebrachten Form, und er schließt seinen Brief »gehorsam« wie immer. Der Vater gab schließlich auch die Erlaubnis und *Feuerbach* zog Ostern 1824 nach Berlin, um dort Theologie weiter zu studieren. Sein erster Brief aus Berlin vom 21. April 1824 läßt aufhorchen. Er spricht beinahe nur von *Hegel*<sup>23</sup>. Er war schon vor der ersten Vorlesung bei ihm sein glühender Verehrer. Wie hätte er ihm auch widerstehen können, einem Manne, der die Kühnheit besaß, die bisherige Geschichte der Menschheit auf sich hin zu interpretieren. Theologie wurde nur mehr nebenbei gehört. In einem Brief vom 15. August 1824 wird er deshalb von seinem Vater zur Rede gestellt und noch einmal über die bayerischen Prüfungsbestimmungen für Theologie unterrichtet<sup>24</sup>. Doch *L. Feuerbach* hatte andere Sorgen, so daß ihn theologische Lehrpläne und Prüfungsbestimmungen nicht interessieren konnten. Rückschauend auf diese Zeit meint er 1846: »Die Universität Berlin betrat ich in einem höchst zerrissenen, unglücklichen, unentschiedenen Zustand; ich fühlte bereits in mir die Zwietracht zwischen Philosophie und Theologie, die Nothwendigkeit, dass man entweder die Philosophie der Theologie oder die Theologie der Philosophie aufopfern müsse.« Und weiter: »Der theologische Mischmasch von Freiheit und Abhängigkeit, Vernunft und Glaube war meiner Wahrheit, das heisst Einheit, Entschiedenheit, Unbedingtheit verlangenden Seele bis in den Tod zuwider«<sup>25</sup>.

*Feuerbach* war dabei, sich durchzukämpfen, zur Freiheit gegen jede Abhängigkeit, zur Vernunft gegen den Glauben, um so seine Wahrheit zu finden: die Einheit, Entschiedenheit und Unbedingtheit seiner Seele. Das aber hieß im Gefolge von *Hegel*, die Theologie zugunsten der Philosophie fallen zu lassen. Zu Beginn des Jahres 1825 gab er das Studium der Theologie auf. Er konnte in seiner Werdenot nicht ahnen, daß er mit dieser Entscheidung einen Weg einschlug, der »seine Wahrheit« gefährdete.

### 3. *Feuerbach im Widerstreit*

Was *L. Feuerbach* in den Monaten der Berliner Entscheidung durchgelitten haben mag, ist nur schwer zu sagen. Die Briefe aus dem Jahre

<sup>23</sup> Briefe 1, 230.

<sup>24</sup> Briefe 1, 234 f.

<sup>25</sup> Biographische Einleitung, 15 f.

1824 jedoch zeigen soviel, daß er damals in zunehmendem Maße den Kontakt zur Umwelt verlor und immer mehr in die innere Isolation geriet. Schuld daran war zum Teil die »Faszination« durch die *Hegelsche* Philosophie, an der er geradezu litt. Schuld an der Isolation war auch der Vater, der ihn ständig kontrollierte, beaufsichtigte und bevormundete. Aus Isolation und Depression rafft er sich zur Entscheidung auf. Sein erster Brief geht nicht an den Vater, sondern an seinen väterlichen Freund *Daub* in Heidelberg. Er trägt das Datum vom 29. Januar 1825<sup>26</sup>. *Feuerbach* schildert mit anschaulichen Bildern sein Verhältnis zur *Hegelschen* Philosophie und zur Theologie. Darüber hinaus erweckt er den Eindruck, er könne die Theologie ohne Abschiedsschmerz aufgeben. Sorge bereitet ihm lediglich die Frage, ob seine Entscheidung Frucht »einer gezeitigten Geistesdisposition« sei oder etwa gar eine »generatio spontanea«, wie er sich ausdrückt. *Daub* soll ihm seine Meinung mitteilen. Die Wahrheit dieses Briefes vom 29. Januar 1825 steht in einem kurzen Nachtrag. Es ist ein Satz, der die ganze Tragik im Leben von *Feuerbach* offenbart und symbolisch über seinem Schicksal stehen könnte: »Der letzte Tintentropfen am Sylvesterabend der Theologie sei noch einer alttestamentlichen Stelle geweiht: ›Und Jacob rang mit einem Mann, und des Name war Gott, bis an den Morgen‹«<sup>27</sup>. Mit der Zustimmung von *Daub* macht er sich auf den Weg, in die Nacht hinein. Am 22. März 1825 schreibt er den wohl schmerzlichsten Brief seines Lebens. Es ist der Brief an den Vater, über dem jenes andere Wort stehen könnte: »Ich lasse dich nicht, es sei denn, du segnest mich!«<sup>28</sup>. *Feuerbach* möchte einmal in seinem Leben die großzügige Zustimmung des Vaters erfahren, doch er wird es nicht erleben.

Sein Verhältnis zur Theologie ist zu Beginn des Jahres 1825 negativ. Das aber nicht, weil er sie willkürlich verneinen würde, sondern deshalb, weil sie ein Stadium seines Lebens darstellt, das für ihn vorüber ist. Sein Verhältnis zur Theologie veranschaulicht er mit folgenden Bildern: »eine verwelkte, schöne Blume«; »eine abgestreifte Puppenhülle«; »eine überstiegene Bildungsstufe«; »eine verschwundene formgebende Bestimmung meines Daseins«<sup>29</sup>. Diese Bilder lassen keinen Zweifel daran aufkommen, daß *Feuerbachs* Verhältnis zur Theologie in allerengstem Zusammenhange steht mit seinem »Werde- und Rei-

<sup>26</sup> Briefe 1, 236 ff.

<sup>27</sup> Ebd., 240.

<sup>28</sup> Briefe 1, 241 ff.

<sup>29</sup> Ebd., 243.

fungsprozeß«. Spätestens von seinem 16. Lebensjahr an beschäftigte er sich von Jahr zu Jahr intensiver mit der Theologie. Dieser Eifer dauerte bis zum Frühjahr 1825, weit hinein in sein 21. Lebensjahr. Diese Zeit ist nun abgelaufen. Die Theologie jedoch war darin nicht die einzige »formgebende Bestimmung« seines Daseins gewesen. Ebenso stark hatte in dieser Zeit, gerade auch in Verbindung mit der Theologie, *Feuerbachs* Vater das Leben seines Sohnes bestimmt. Er war die eigentliche »formgebende Bestimmung« der vorangegangenen Jahre gewesen. Gilt nun die Ablehnung der Theologie nicht eigentlich ihm? Ist die Theologie nicht der Vorwand, hinter dem sich das wirklich Gemeinte verbirgt? Verdeckt hier *Feuerbach* nicht unbewußt seine radikale Ablösung von der väterlichen Autorität? Die Zusammenschau aller Aussagen läßt keine andere Antwort zu. Doch das Wort »Ablösung« von der väterlichen Autorität trifft nicht den Sachverhalt. Das Sichdistanzieren von der Theologie und von seinem Vater geschah nicht in einem allmählich sich vollziehenden Übergang der Verselbständigung, sondern in einem abrupten Bruch.

Aufschluß geben die Bilder, in denen das Verhältnis zur Theologie beschrieben wurde. Das erste Bild ist das der »verwelkten Blume«. Nach *A. Vetter* ist die »ekstatische Erhebung der Pflanze zum Licht . . . das natürliche Gleichnis geistiger Menschwerdung«. Nach ihm öffnet sich auch » . . . in der Blüte . . . die Pflanze sowohl dem unstofflichen Licht, dessen farbiger Abglanz sie ist, als auch der befruchtenden Einwirkung; und im Hinblick auf den letzteren Sachverhalt stellt sie das Urphänomen der Entwicklungswende gestalthaft dar«. Für *Vetter* hat die »Wachstumskrone« den »Bedeutungsgehalt« der »Wandlungsmitte zwischen den polaren Gezeiten des Sprossens und des Reifens«<sup>30</sup>. Das folgende Bild veranschaulicht noch klarer *Feuerbachs* Verfassung. Er spricht von einer »abgestreiften Puppenhülle«. In späteren Briefen wird er noch zweimal dieses Bild von der Puppe und dem Schmetterling gebrauchen<sup>31</sup>. Was besagt es? »Nicht am pflanzlichen Wuchs«, sagt *Vetter*, »der Lichtsproß und Wurzel zugleich hervorbringt, sondern an der zeitlich zerteilten Entwicklung des Tieres, wie sie urbildlich der Hervorgang des Falters aus der Raupe veranschaulicht, ist die Auffassung abgelesen, die den Mittag der menschlichen Geschichte als »Bruch« der Lebensbahn begreift. Im vergleichenden Hinblick auf die . . . Raupe und auf den . . . Schmetterling rechtfertigt sich tatsächlich, den Umbruch unseres natürlichen Daseins statt als Selbstfindung

<sup>30</sup> *A. Vetter*, *Natur und Person*, Stuttgart 1950, 269 ff.

<sup>31</sup> Siehe Briefe 1, 111; ferner ebd., 320.

gerade umgekehrt als Selbstentfremdung, als ›Scheitern‹ der Existenz auszulegen<sup>32</sup>. Da *Feuerbachs* Entscheidung gegen die Theologie gerade im Einvernehmen mit der *Hegelschen* Philosophie geschieht, sei hier auch noch angefügt, was *Vetter* im Zusammenhang unserer Bilddeutung von *Hegel* sagt: »Ihre begrifflich strengste Durchbildung hat die negative Auffassung der zeitlichen Daseinsmitte bei *Hegel* gefunden, sofern dessen dialektische Phänomenologie die vermittelnde Bestimmung der lebendigen Bewegung, ihren Scheitelpunkt also, in einer Antithesis erblickt, die als Aufhebung der vorangegangenen Thesis den Übergang in die nachfolgende Synthesis vollzieht und dergestalt durch das Medium der Verneinung auch den Dreischritt des geschichtlichen Geistes begründet. In bildhafte Anschauung übersetzt, gleicht die Zwischenphase hier nicht dem vegetativen Befruchtungsakt, sondern dem Puppenstand, der bei jener Metamorphose die Lebenshälften noch leibhaft trennt«<sup>33</sup>.

Es sei dazu angemerkt, daß *L. Feuerbach* zur Zeit der Abfassung des fraglichen Briefes ungefähr seine zeitliche Daseinsmitte erreicht hatte. Er starb zwar erst 1872, der innere Zusammenbruch aber war schon viel früher eingetreten, nämlich Ende 1848 anlässlich der Heidelberger Vorlesungen. Veranschaulichten die bisher betrachteten Bilder den Bruch in der Lebensmitte *Feuerbachs*, so weisen die folgenden darauf hin, daß er gewaltsam herbeigeführt wurde. Er spricht jetzt »vom mühsam durchbrochenen Thor eines öden Hauses«, vom »zu engen Palästina«, aus dem er heraus müßte, hinein »in die weite Welt«<sup>34</sup>. Diese Welt erhofft sich *Feuerbach* von der *Hegelschen* Philosophie. Noch durchschaut er nicht die »Entartung« dieser Philosophie, und später wird es ihm schwerfallen, einen Ausweg aus *Hegels* Dialektik zu finden. *Feuerbachs* Leben wird von *Hegel* her zur »leeren Zwangshandlung« und zum »Dauerlauf auf der Stelle« werden<sup>35</sup>. In der Philosophie *Hegels* glaubt *Feuerbach* Unsterblichkeit, ewige Seligkeit, Gegenwart, Gleichheit mit sich selbst, Glück und Zufriedenheit, Unbegrenztheit und Unbedingtheit zu finden<sup>36</sup>. Drückt sich in diesen Bildern nicht die Sehnsucht nach einem Leben aus, das er nicht kannte, da sein Leben die Kehrseite dieser Sehnsucht war? Unsterblichkeit! – War sein Leben nicht verwelkt? Gleichheit mit sich selbst! –

<sup>32</sup> *A. Vetter*, a. a. O., 280.

<sup>33</sup> Ebd., 280 f.

<sup>34</sup> Briefe 1, 243.

<sup>35</sup> *A. Vetter*, a. a. O., 281.

<sup>36</sup> Vgl. Briefe 1, 244.

War sein Leben nicht in zwei Hälften auseinander gerissen? Gegenwart! Mitte des Daseins, Geborgenheit! In der Leere seines »Selbst« hält er Ausschau nach festen Ufern: »Ich will die Natur an mein Herz drücken«; »Den Menschen, aber den ganzen Menschen«. Ich will »mich ausdehnen bis an die Enden der Welt; Gott und sie« will ich »entfalten sehen zu einem blüthe- und fruchtevollen Baume des Lebens!«<sup>37</sup>.

Keine Stelle in *Feuerbachs* Aussagen aus dieser Zeit zeigt eindringlicher als diese, wie sehr er an der Wendemarke seines Lebens gefährdet ist durch die »Welt- und Transzendenzlosigkeit« der Philosophie *Hegels*; keine zeigt deutlicher, wie er unbewußt nach Halt sucht, um dieser Gefahr zu entgehen. *Feuerbach* ringt um die »Mitte« seiner »zeitlichen Bahn«, die *Hegel* nicht kennt. Er ist in der Mitte seines Lebens in Gefahr, sein »aufgeblähtes Selbstbewußtsein«<sup>38</sup> mit der menschlichen Gattung, ja mit Gott zu identifizieren. Um sein »Selbstinnesein unverbrüchlich an das leibhafte Eigenwesen«<sup>39</sup> zu binden, sucht er Halt an der Natur. Auf diese Weise wird er zur »Individualität« seiner Existenz finden, nicht aber zu einem »geschichtlichen Selbstverständnis«<sup>40</sup>, weil er nach dem Bruch seines Lebens nicht mehr die innere Fähigkeit besitzt, einen jenseitigen Gott anzuerkennen. So entgeht *Feuerbach* auf weitere Sicht zwar *Hegel*, nicht aber seinem Schicksal, das sein Vater ist.

*A. Feuerbach* versuchte alles, um seinen Sohn *Ludwig* an der Aufgabe der Theologie zu hindern. Der Segen, den dieser sich erbeten hatte, war kalte Ablehnung. Trotzdem konnte der Vater den Studienwechsel nicht verhindern. Mißmutig ließ er es geschehen<sup>41</sup>. *L. Feuerbach* blieb noch bis Mitte April 1826 in Berlin, um anschließend nach Bayern zurückzukehren.

#### 4. Philosophie in Erlangen

Nach Bayern zurückgekehrt, stürzt sich *Feuerbach* nicht in weitere philosophische Studien, sondern er widmet sich vor allem den Naturwissenschaften. Diese Hinwendung zur Naturwissenschaft war mehr als nur ein von der Stimmung eingegebener Einfall. Zunächst in einer verständlichen Klärung der *Hegelschen* Philosophie begriffen, bahnte

---

<sup>37</sup> Ebd., 244.

<sup>38</sup> Vgl. *A. Vetter*, a. a. O., 281.

<sup>39</sup> Ebd., 281.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> Vgl. Briefe 1, 250 ff.

sich die Abkehr von *Hegel* schneller an, als zu erwarten gewesen war. *Feuerbach* stellte sich aus dem System der *Hegelschen* Logik vor allem »die Frage nach dem Verhältnis des Wissens zu dessen in der Natur gegebenen Gegenstand«<sup>42</sup>. Seine Antwort lautete: »Gäbe es keine Natur, nimmer brächte die unbefleckte Jungfer ›Logik‹ eine aus sich hervor«<sup>43</sup>. Stößt sich *Feuerbach* an *Hegels* »Entgegenständlichkeit des Daseins«<sup>44</sup>, so zweifelt er auch an dessen Zeitgefühl und Zeitbewußtsein: »Wie verhält sich die *Hegelsche* Philosophie zur Gegenwart und Zukunft? Ist sie nicht die vergangene Welt als Gedankenwelt? Ist sie mehr als eine Erinnerung der Menschheit an das, was sie war, aber nicht mehr ist?«<sup>45</sup>. Fragen, die in das Zentrum der *Hegelschen* Philosophie stoßen, von dorthier aber keine Antwort erhalten.

Was sucht *Feuerbach*, wenn er von *Hegel* her die Frage nach der Gegenwart und nach der Zukunft stellt, und nach jenem »mehr«, das jenseits von *Hegels* »Erinnerung« liegt? Sagt *Feuerbach* damit nicht indirekt aus, daß das »Gewesene« allein nicht der »Ort« ist, an dem das Sein sich zeigt? Was er hier überlegend angeht, ist, über den Zweifel an *Hegel* hinaus, die Kernfrage jeder Philosophie und Anthropologie und von daher auch die Kernfrage jeder Theologie. Diese Frage lautet: wo ist der »Ort« der Transzendenz im »geschichtlichen Ganzen«? Noch ist die Frage bei *Feuerbach* offen und unbeantwortet, in ihrer Dynamik aber mächtig genug, um den Ablösungsprozeß von *Hegel* einzuleiten. Im Sommer 1828 erlangt er die Doktorwürde der Universität Erlangen. Seine Dissertation trägt den Titel: »De infinitate unitate atque communitate rationis«<sup>46</sup>, eine Stilübung in *Hegelschen* Gedankenmustern.

Ab Ostern 1829 liest *Feuerbach* als Privatdozent für Philosophie in Erlangen. 1830 veröffentlichte er anonym seine erste Schrift: »Gedanken über Tod und Unsterblichkeit«<sup>47</sup>. Diese Schrift erregte in Erlangen großes Aufsehen. Für ihn selbst sollte sie die entscheidenden Folgen haben.

<sup>42</sup> Biographische Einleitung, 18 f.

<sup>43</sup> Ebd., 19.

<sup>44</sup> Vgl. *A. Vetter*, a. a. O., 281.

<sup>45</sup> Sämtliche Werke, Bd. 2, Stuttgart 1959, 364.

<sup>46</sup> Biographische Einleitung, 17.

<sup>47</sup> Siehe Sämtliche Werke, Bd. 1, Stuttgart 1960.

#### IV. KAMPF UM DIE EXISTENZ (1830–1841)<sup>48</sup>

##### 1. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit

Im Spätherbst 1828 war *Feuerbachs* Dissertation gedruckt worden. Niemand hatte Notiz von ihr genommen. Eineinhalb Jahre später erscheint eine anonyme Schrift, die feststellt, der Glaube an ein Leben nach dem Tode sei sinnlos, das Jenseits gebe es nicht, das Leben sei auf das Diesseits beschränkt und höre mit dem Tode jedes einzelnen Menschen auf. Der Titel dieser Schrift lautete: »Gedanken über Tod und Unsterblichkeit«. Wer war der Verfasser? Wer hatte es gewagt, sich gegen eines der christlichen Hauptdogmen zu erheben? Unverzüglich wurde das Buch durch die Polizei eingezogen und gegen den anonymen Verfasser ermittelt. Nachdem allmählich der Name des Autors bekanntgeworden war, hatte *Feuerbach* es schwer, in Erlangen zu bleiben. In Ansbach kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Vater, der vor Erregung außer sich war. Seiner Voraussage nach sollte ihm die anonyme Schrift nie verziehen werden. Nachdem er als Autor »des polizeilich beanstandeten Buches«<sup>49</sup> in Erlangen nicht bleiben konnte, der Aufenthalt in Ansbach wegen des väterlichen Zornes aber auch nicht ratsam war, entschloß er sich für einen vorübergehenden Aufenthalt bei einer Schwester seines Vaters in Frankfurt.

Welches Ziel erstrebte *L. Feuerbach* mit seinem Erstlingswerk? Unter rationalen Gesichtspunkten betrachtet, ist sein Schritt nicht verständlich. Daß die Anonymität nicht halten würde, mußte er sich klar vor der Veröffentlichung gesagt haben. Was also wollte er mit seinem Angriff auf die Unsterblichkeit? Eine Antwort läßt sich geben, wenn man die Schrift als Fortsetzung der bisherigen Lebensbewegung betrachtet. Dieser Lebensprozeß ist geprägt von der Theologie und ihrer Ablehnung, von *Hegel* und der beginnenden Zurückweisung seiner Philosophie, vom Vater und dem Protest gegen ihn. In seinen »Gedanken« lehnt *Feuerbach* unter der Sicht von Tod und Unsterblichkeit alle drei zugleich ab. Nichts hätte sich besser dazu geeignet als der Angriff auf die Unsterblichkeit. Voll getroffen ist damit die »väterliche Instanz«, die von *Feuerbach* ausgelöscht wird. Wenn es kein Jenseits gibt, ist die Frage nach einem Vater im Himmel gegenstandslos. Damit behebt er den Zwiespalt und gewinnt dem Anschein nach sich selbst und sein eigenes Leben. Auf diese Weise löst er sich von seinem Vater ab.

<sup>48</sup> Vgl. Biographische Einleitung und Briefe 1.

<sup>49</sup> Biographische Einleitung, 28.

Theologie, Christentum, Religion, Unsterblichkeit sind nur die Chiffren für dieses eigentliche Geschehen. Diese Chiffren müssen auch dazu herhalten, um mit *Hegel* abzurechnen, doch nicht mit ihm allein, sondern im Grunde auch schon mit jenen, die *Hegel* »umwenden« sollten. Das neue Leben, das er zu ergreifen trachtet, ist ein Leben der Tat und des Gedankens, »der nur in der ewigen Gegenwart lebt«<sup>50</sup>. Das bedeutet eine klare Absage an das *Hegelsche* Selbstverständnis aus dem »Gewesenen«. Dieses Leben der Gegenwart hat nach *Feuerbach* aber auch nichts zu tun mit einer Vorstellung, die dem Menschen wieder die Zukunft als Ziel setzt. Ausrichtung auf die Zukunft besagt nichts weiter als eine Modifikation der christlichen Ausrichtung auf das Jenseits, für *Feuerbach* nicht Fortschritt, sondern Rückschritt<sup>51</sup>. Ich meine, daß diese letzte Absage eine gleichsam vorweggenommene Absage an die exzentrische Zukunftsprojektion des Marxismus beinhaltet. Daß dabei von *Feuerbach* das christliche Selbstverständnis zeitbedingt interpretiert wurde und *K. Marx* nur als Typus im Horizont von *Feuerbach* mitaufsteht, ist bewußt zu berücksichtigen. *Marx'* System lag zu dieser Zeit noch nicht vor. Wogegen wendet sich *Feuerbach* eigentlich? Ich meine gegen die despotische Abhängigkeit in den drei genannten und verschiedenen Prägungen. Er sucht den Menschen und das Leben: die ewige Gegenwart. Immer wieder wird er um diese Gegenwart kreisen, immer wieder wird sie ihm entgleiten. Er wird in ihr zwar nicht zur Ruhe kommen, offensichtlich aber hat er gespürt, daß sie der »Ort« ist, an dem das »geschichtliche Ganze« allein sich offenbart. In der bisherigen *Feuerbach*-Deutung ist dieser Gesichtspunkt fast gänzlich übersehen worden; in einem anderen Zusammenhang wird er von einigen Interpreten entdeckt und ausgesprochen<sup>52</sup>. *Feuerbachs* »Gedanken über Tod und Unsterblichkeit« haben über eine »strukturpsychologisch-anthropologische«<sup>53</sup> Fragestellung und Untersuchung seines »offenen« Protestes hinaus eine kaum zu übersehende »anthropognomische«<sup>54</sup> Bedeutung. Diese Bedeutung, so hat es den Anschein, liegt in *L. Feuerbachs* Nähe zur »Mitte der Gegenwart«, die er, der in der Mitte Auseinandergebrochene, ähnlich wie *Kierkegaard*, erspürt hat und sichtbar werden läßt.

<sup>50</sup> Sämtliche Werke, Bd. 2, 366 f.

<sup>51</sup> Ebd., 366 f.

<sup>52</sup> Vgl. *J. Hommes*, Zwiespältiges Dasein, Freiburg 1953, 152 ff.; ferner *H. U. v. Balthasar*, Gott begegnen in der heutigen Welt, in: Weltverständnis im Glauben, hrsg. v. *J. B. Metz*, Mainz 1965, 21 f.

<sup>53</sup> Im Sinne von *A. Vetter* und *W. Heinen*.

<sup>54</sup> Im Sinne von *A. Vetter*.

Seine Mitwelt hat diese hintergründigen Zusammenhänge nicht verstanden und dementsprechend reagiert. Was *Feuerbach* damals gebraucht hätte, wäre ein Mensch gewesen, der hinter der »Aggression« sein Anliegen verstanden und ernst genommen, der seine »Projektion« ausgehalten und ausgetragen hätte<sup>55</sup>. Doch diesen Menschen gab es für *Feuerbach* nicht. So mußte er versuchen, die Wucht seines Protestes durchzustehen. Von Frankfurt aus bemüht er sich, irgendwo und irgendwie zu einer Anstellung, zum Verdienst und damit zum Lebensunterhalt zu kommen. Zwei Jahre lang nährt er sich von illusionistischen Plänen, ohne Erfolg. Im Spätherbst 1832 kehrt er nach Erlangen zurück, nimmt jedoch nicht wieder seine Lehrtätigkeit als Privatdozent auf, woran ihn zu dieser Zeit niemand gehindert hätte, sondern arbeitet zurückgezogen für sich und hält weiter Ausschau nach einer festen Anstellung. Doch er findet keine. Am 28. Mai 1833 stirbt sein Vater. Mit dem Tode des Vaters wurde die Misere noch größer. Geldmittel, die der Vater, neben der kleinen staatlichen Rente für die Kinder, gelegentlich zur Verfügung gestellt hatte, fielen damit weg. *Feuerbach* mußte eine Existenz finden, die ihm zu leben erlaubte. In der Zwischenzeit stellt er ein zweites Werk fertig, seine Geschichte der Philosophie, die im Frühsommer 1833 in Ansbach gedruckt und veröffentlicht wurde<sup>56</sup>. Die Kritiken waren allgemein anerkennend, doch alle Hoffnungen auf eine annehmbare Anstellung, die er mit dem Erscheinen des Buches verbunden hatte, blieben unerfüllt. Das Jahr 1834 begann nicht verheißungsvoller, als das alte Jahr geendet hatte. Am 12. März starb sein älterer Bruder *Karl*. Die Umstände, die zu seinem frühzeitigen Tod geführt hatten, veranlaßten *L. Feuerbach*, sich noch mehr in sich zurückzuziehen und sich den staatlichen Behörden zu entfremden. Trotz allem aber wird das Jahr 1834 für *Feuerbach* das Jahr einer im Anfang verheißungsvollen Freundschaft und Liebe, die vorübergehend Ruhe in sein Leben bringen sollten.

## 2. Freundschaft und Liebe

Im Frühjahr 1833 hatte *Feuerbach* in Bruckberg, einem Dorf bei Ansbach, *Bertha Löw* kennengelernt. Sie war die Tochter des Hauptverwalters und späteren Besitzers der Ziegelei von Bruckberg. Als er sie kennenlernte, war sie vom Leben nicht mehr ungeprüft. 1822 war

<sup>55</sup> Vgl. *W. Heinen*, Sünde wider die Gnade oder projektiver Widerstand, in: *Anima* 17 (1962).

<sup>56</sup> Vgl. Biographische Einleitung, 32 f.

ihr Vater gestorben, 1828 die Mutter, 1830 ihr jüngerer Bruder und 1832 schließlich der ältere. Im Frühjahr 1834 beginnt der Briefwechsel zwischen den beiden. Allmählich wird aus ihrer Bekanntschaft Freundschaft und Liebe. *Feuerbachs* Liebesbriefe sind intellektualisiert, mehr Überlegungen zur Liebe als spontaner Ausdruck seiner Beziehung zu *Bertha*. Gerade als Intellektualisierung sind diese Überlegungen aber von Bedeutung, weil in ihr das besondere Verlangen *Feuerbachs* zum Ausdruck kommt, in der Liebe sich selbst zu finden. So meditiert er über die Liebe, in ihrem Erleben aber ist er immer wieder gestört.

In einem Brief aus dem Jahre 1835, in dem er sich bei seiner Freundin für ein übersandtes Kinderbild bedankt, veranschaulicht er in einem sehr eindrucksvollen Bild seine Seelenverfassung<sup>57</sup>. Das Portrait, zwischen zwei großen Bildern, die verfallene Ritterburgen darstellen, aufgehängt, wird ihm zur versöhnenden Mitte zwischen den Trümmern seines Lebens. *Bertha* war es, die ihm den Widerspruch seines Wesens gelöst hat. Als Bilder seines eigenen Wesens nennt *Feuerbach*: Philosophie, Liebe, Natur. Das ist im Bilde beinahe ein vollständiger »strukturpsychologischer Aufriß«. In der Liebe zu *Bertha Löw* erfährt er wenigstens vorübergehend die Aussöhnung mit sich selbst, d. h. die Versöhnung seines widerspruchsvoll in Geist und Leben auseinandergebrochenen Wesens, das in Entzweiung und Spaltung die Jahre vorher Basis seiner Äußerungen gewesen war und sich im Protest des Sohnes gegen die »väterlichen Instanzen« Ausdruck verschafft hatte. Am Ursprung dieser Entzweiung steht die Auseinandersetzung mit dem eigenen Vater, die mit dem Bruch seiner »Wesensmitte« geendet hatte. Die gewisse Aussöhnung und Versöhnung, die das Jahr 1835 mit sich brachte, wirkte sich auch nach außen hin aus. Nach langem Zögern kehrt *Feuerbach* ohne Beförderung und ohne feste Anstellung an die Erlanger Universität zurück, um als Privatdozent seine Vorlesungen wiederaufzunehmen, wobei er zunächst als Thema die neuere und neueste Philosophie wählt. Im Winter 1835/36 und in den folgenden Monaten hält er sich teilweise bei der Mutter in Nürnberg auf, teilweise aber auch in Bruckberg, wo er bis zum Herbst 1836 den 2. Band seiner Geschichte der Philosophie mit einer Monographie über *Leibniz* fertigstellt<sup>58</sup>. Wieder hofft er auf eine Berufung und feste Anstellung durch den Bayerischen Staat. Ein drittes Gesuch um eine a. o. Professur in Erlangen wird eingereicht, und *Feuerbach* wartet. Im Sommer 1837 ist die Hoffnung zu Ende. Die Regierung lehnt seine Berufung zum

<sup>57</sup> Briefe 1, 296.

<sup>58</sup> Vgl. Biographische Einleitung, 56 ff.

a. o. Professor endgültig ab. Damit findet die akademische Laufbahn ihr vorzeitiges Ende. Wie dieser Ausgang der Dinge auf *Feuerbach* gewirkt haben muß, kann man sich nur vorstellen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er sich 7 Jahre lang um eine Anstellung bemüht hatte, daß er jetzt kurz vor der Heirat stand und daß er all die vorausgegangenen Jahre unter ständiger Depression, um nicht zu sagen Gewissensbissen<sup>59</sup>, zugebracht hatte.

Das Jahr 1837 wird zum entscheidenden Jahr im Leben von *L. Feuerbach*. Nichts war bisher endgültig entschieden; denn es bestand immer noch Hoffnung. Mit der endgültigen Ablehnung seiner Person durch die Regierung ist diese Hoffnung ausgelöscht. Er zieht sich schwer getroffen nach Bruckberg zurück, wo er im November 1839 *Bertha Löw* heiratet. Sein Haß und seine Verbitterung sind grenzenlos. In der Isolation seines Dorfes sinnt er auf Rache. Das Du, das *Feuerbach* einmal als Hoffnung aufgegangen war, sollte der Hoffnungslosigkeit seiner Existenz nicht gewachsen sein.

In der Zurückgezogenheit von Bruckberg arbeitet er rastlos. Aber sein »Pierre Bayle«, *Feuerbachs* Plädoyer für Toleranz und Freiheit, der im Herbst 1838 erscheint, wird nicht beachtet, ebensowenig seine »Kritik der *Hegelschen* Philosophie«, die 1839 veröffentlicht wird<sup>60</sup>. Die Jahre von 1837 an genügen jedoch, um ihn auf den Gipfel seines Hasses, Protestes und seines Willens zur Selbstbehauptung zu führen. Er ist jetzt gerüstet, denen seine Antwort zu erteilen, die ihn abgelehnt hatten. 1841 veröffentlicht er seine Schrift: »Das Wesen des Christentums«<sup>61</sup>. Aus seiner Situation heraus ist es die Antwort eines Verkannten, der Protest eines Menschen als Bekenntnis zum Menschen gegen die falschen und selbstherrlichen »Götter seiner Zeit«.

## V. AUF DEM GIPFEL DER SELBSTBEHAUPTUNG (1841–1848)<sup>62</sup>

### 1. *Das Wesen des Christentums*

Von Ende 1837 an hatte *Feuerbach* in Bruckberg gearbeitet und auf Rache gesonnen. Als die Schrift fertig war, mit der er seine Gegner vernichten wollte, zögerte er. Sollte er sie anonym oder unter seinem

<sup>59</sup> Vgl. die Briefe aus jener Zeit.

<sup>60</sup> Vgl. Biographische Einleitung, 56 ff.

<sup>61</sup> Vgl. Biographische Einleitung, 73 ff.

<sup>62</sup> Vgl. Biographische Einleitung und Briefwechsel, Bd. 2 (Briefe 2).

Namen veröffentlichen? Er entschloß sich, unsicher wie er war, zur Flucht nach vorn: »Keck muß man der Welt entgegentreten. Dann siegt und gewinnt man. Je mehr mein Name in's Geschrei kommt, desto besser. Verlässt mich der Schriftsteller, so ist auch der Mensch hin . . . Heraus muss ich aus dem beschränkten Fach der Philosophie, in dem ich mich bisher verbarg. So schlecht der Name ist, der Name ist der Regent der Welt, der Name das Capital des Schriftstellers . . .«<sup>63</sup>. Doch *Feuerbachs* Keckheit wiegt seine Unsicherheit nicht auf. Kurz vor dem Abschicken des Manuskripts kommen ihm wieder Zweifel. Er arbeitet daraufhin die ganze Schrift um. Aber auch die Umarbeitung befreit ihn nicht von seinem inneren Zwiespalt: »Leicht ist der Anfang, aber schwer das Ende, schreiben heisst sündigen, Schriften sind Krankheiten, Laster, man kommt leicht hinein, aber schwer heraus . . . So verspüre ich auch jetzt schon in mir, daß meine neue Schrift, statt wie es im Plane und in Aussicht war, mit ihr meine anti-theologische Schriftstellerei zu beschließen für immer, mich nur tiefer und tiefer hineintreiben wird«<sup>64</sup>. Verwundert es nach diesen »Bekenntnissen« noch, wenn *Feuerbach* ausruft: »Mein Leben ist der vollständigste Widerspruch, der sich nur denken lässt«<sup>65</sup>.

Diese Haltung ändert sich gründlich mit dem Erfolg, den seine Schrift ihm einbrachte. Ab 1842 ist bei ihm ein auffallender Zug zum »Größenwahn« zu verzeichnen<sup>66</sup>. Was steht nun im »Wesen des Christentums«, wenn wir *Feuerbachs* »hohe, sittliche Motive«<sup>67</sup> ernst nehmen? »Meine Lehre«, interpretiert *Feuerbach*, »ist kürzlich die: – die *Theologie ist Anthropologie*, . . . oder: der Gott des Menschen ist nichts Anderes als das vergötterte Wesen des Menschen . . .«<sup>68</sup>. Im »Wesen des Christentums« wird der transzendente Gott liquidiert. Das ist relational auf seinen Vater und auf die »väterlichen Instanzen« seines Lebens hin zu verstehen, auf *Hegel*, auf die maßgeblichen Autoritäten in Erlangen, auf die staatliche Obrigkeit, auf alle die hin, die ihn in seinem Leben von oben herab despotisch regierten, unterdrückten und behinderten. Ein Brief an *Chr. Kapp* vom 18. Februar 1842 läßt an dieser Deutung keinen Zweifel aufkommen, denn dort heißt es: »Mein Kopf gehört nicht auf das Katheder oder gar auf die Kanzel, . . . er gehört . . . auf's Schaffott, denn mein Kopf ist so ent-

<sup>63</sup> Briefe 2, 57.

<sup>64</sup> Ebd., 61.

<sup>65</sup> Ebd., 71.

<sup>66</sup> Vgl. *Th. Spoerri*, a. a. O., 68 ff.

<sup>67</sup> Vgl. Briefe 2, 57 f.

<sup>68</sup> Sämtliche Werke, Bd. 8, Stuttgart 1960, 21.

scheidend und scharf, wie das Schwert eines Scharfrichters . . . Auf's *Haupt* muss man schlagen, aus Princip muss man negiren. Handeln heisst enthaupten, mit dem Entschluss, sich dafür selbst enthaupten zu lassen«<sup>69</sup>. Das ist der entfesselte *Feuerbach*, der keine Rücksicht kennt. Wer sich ihm verschreibt, kann den Menschen nicht lieben; denn dieser *Feuerbach* ist inhuman. Die Zeit nach ihm wird kommen, wo er die Praxis beherrschen wird.

Neben dem »Scharfrichter« steht der andere *Feuerbach*, der dem, der enthauptet, gleichsam in den Arm fällt. Es geschieht symbolisch in seiner Bereitschaft, »sich dafür selbst enthaupten zu lassen«. Diese Seite an *Feuerbach* möchte ich seine »*Camussche*« Seite nennen. *A. Camus* nämlich ist es, der diese Art zu handeln, des Tötens und des Sich-als-Sühne-dafür-Töten-Lassens in seinen »Gerechten« eindringlich dargestellt hat. Kallajew und Dora sind die Gestalten bei *Camus*<sup>70</sup>.

1841 sagt *L. Feuerbach*: »Handeln heisst enthaupten mit dem Entschluss, sich dafür selbst enthaupten zu lassen«. 1848 wird er sich zur Sühne für seine Tat zu den Heidelberger Vorlesungen wie zu seiner Hinrichtung schleppen. Doch unter der »*Camusschen*« Seite *Feuerbachs* birgt sich noch Tieferes, ein »*Pascalscher*« Funke gleichsam, wenn er noch einmal den Widerspruch seines Lebens zum Ausdruck bringt mit den Worten: » . . . der Verstand als solcher weiss nichts von den Leiden des Herzens«<sup>71</sup>. Sein vom Herzen abgespaltener Verstand tötet, das Herz aber leidet unter dieser Tat. Das dürfte auf das Geheimnis der *Feuerbachs*chen Anthropologie hinweisen.

An Hand der Texte, wie sie im »Wesen des Christentums« vorliegen, müßten *Feuerbachs* Aussagen auf ihren Ursprung zurückgeführt werden. Diese Reduktion kann hier im einzelnen nicht demonstriert werden. Das Schlußergebnis aber soll mit *Feuerbachs* Worten selber aufgezeigt werden: »Wenn wir daraus die Liebe Gottes zu uns erkennen sollen, dass er seinen eingeborenen Sohn, d. h. das Liebste und Teuerste, was er in sich hatte, für uns zum Heile dahingab, so können wir diese Liebe noch weit besser erkennen, wenn uns in Gott ein Mutterherz entgegenschlägt. Die höchste und tiefste Liebe ist die Mutterliebe. Der Vater tröstet sich über den Verlust des Sohnes; er hat ein stoisches Princip in sich. Die Mutter dagegen ist untröstlich – die Mutter ist die Schmerzenseiche, aber die Trostlosigkeit die Wahrheit der

<sup>69</sup> Briefe 2, 92.

<sup>70</sup> Cgl. *A. Camus*, Dramen, Reinbek 1962, 225. bzw. 234.

<sup>71</sup> Briefe 2, 92.

Liebe«<sup>72</sup>. Das ist der tief-verwundete *Feuerbach*. Die Kehrseite dieses Bildes ist der »mörderische *Feuerbach*«, der seinen Vater haßt und stürzt. Ausgetragen wird dieser Kampf auf dem Boden der Theologie, des Christentums, der Religion, dort, wo *Feuerbach* einmal versucht hatte, sein Leben zu finden, und wo er gescheitert war.

Trotzdem blieben für ihn zeitlebens die Religion und Theologie die Medien, die er zu seiner Mitteilung gebrauchte. Die Anerkennung, die er von weiten Kreisen in Deutschland für seine Kritik des Christentums geerntet hatte, gaben ihm den Anschein von Sicherheit, den er vor 1841 nie gekannt hatte. Er selbst wurde, vom »Größenwahn« erfaßt, auf die Höhe jener trügerischen Selbstgewißheit getragen, von der herab sich ihm die gelebte Vergangenheit in anderem als dem wirklichen Lichte darstellte. Von Ende 1841 an unterliegt er der Selbsttäuschung in Hinsicht auf seine früheren Berufs- und Lebenspläne.

So geht *Feuerbach*, äußerlich siegessicher und hohnlachend über seine Gegner, innerlich aber vom Widerspruch zerrissen, dem Jahr 1848 entgegen, das ihm endlich die Genugtuung zu bringen scheint, auf die er gewartet hatte. Als Abgeordneter seines Kreises zieht er nach Frankfurt. Geehrt durch den Auftrag, wendet er sich aber bald vom dortigen parlamentarischen Treiben ab. Er ist zwar überzeugter Demokrat, die Frankfurter Uneinigkeit jedoch stößt ihn ab. Interessanter wird für ihn, was sich am Rande abspielt, so die Einladung einer Heidelberger Studentenabordnung, er möchte den philosophischen Lehrstuhl in Heidelberg übernehmen. Über diesen offiziellen »Ruf« ist *Feuerbach* zutiefst gerührt. Doch weiß er im voraus, daß die Badische Regierung niemals die Erlaubnis dazu geben wird. Trotzdem gibt er die Zustimmung, in Heidelberg wenigstens als Privatmann für einige Zeit zu lesen<sup>73</sup>. Ende 1848 trifft er dort ein. Thema seiner Vorträge vor Studenten und Bürgern ist er selbst und die Religion. Seine Philosophie ist die Kritik des Christentums und die Kritik der Religion. Mit der Fama eines Vielgeschmähten und Vielbewunderten steht er am Rednerpult des Heidelberger Rathaussaales.

## 2. Das Wesen der Religion

Das erste Wort *Feuerbachs* im Heidelberger Rathaussaal ist ein Wort zu seiner Rechtfertigung, zur Verklärung seiner Person, zur Verherrlichung seines Werdegangs, eine Aussage, die noch einmal vor

<sup>72</sup> Sämtliche Werke, Bd. 6, 88.

<sup>73</sup> Vgl. hierzu: Briefe 2, 165 f.

aller Öffentlichkeit die Wirklichkeit seines Denkens, Wollens und Fühlens verfälscht, und das gegen sein besseres Wissen und Gewissen. In seinen Vorlesungen vervollständigt er die Kritik, wie er sie im »Wesen des Christentums« vorgetragen hatte. So kann oder muß er jetzt sagen: » . . . das Wesen, welches der Mensch voraussetzt, worauf er sich nothwendig bezieht, ohne welches weder seine Existenz, noch sein Wesen gedacht werden kann, dieses Wesen . . . ist *nichts Anderes als die Natur*, nicht . . . Gott«<sup>74</sup>. Auf dieser Basis ist es eine Frage der Präzisierung, die Anthropologie als »Naturalismus-Humanismus« herauszustellen: »Meine Lehre oder Anschauung fasst sich . . . in die zwei Worte: *Natur* und *Mensch* zusammen. Das bei mir dem Menschen vorausgesetzte Wesen, das Wesen, welches die *Ursache* oder der *Grund* des Menschen ist, welchen er seine Entstehung und Existenz verdankt, das ist und heisst bei mir *nicht* Gott – ein mystisches, unbestimmtes, vieldeutiges Wort – sondern: *Natur*, ein klares, sinnliches, unzweideutiges Wort und Wesen. Das Wesen aber, in dem die Natur ein persönliches, bewusstes, verständiges Wesen wird, ist und heisst bei mir der Mensch. Das bewusste Wesen der Natur ist mir das ewige, unentstandene Wesen, das erste Wesen, aber das erste der Zeit, nicht dem Rang nach, das *physisch*, aber nicht *moralisch erste* Wesen; das bewusste menschliche Wesen ist mir das zweite, das der Zeit nach entstandene, aber dem Range nach erste Wesen«<sup>75</sup>.

Mit diesem »Naturalismus-Humanismus« gewinnt *Feuerbachs* Anthropologie ihr eigenes Gepräge. In ihm überwindet er für sich die Philosophie des Idealismus von *Kant* über *Fichte* und *Schelling* bis zu *Hegel*. *Feuerbachs* dialektischer Prozeß, in dem am Anfang und im Ursprung die Natur steht, am Ende und im Ziel aber der Mensch, ist die Umkehrung der *Hegelschen* Dialektik. War diese der Werdeprozeß des absoluten Geistes, so ist *Feuerbachs* Dialektik der Selbstwerdungsprozeß des Menschen, in dem Gott ausgeschaltet ist. Das Wesen des Menschen liegt nicht außerhalb seiner selbst, sondern in ihm selbst, d. h. in der Natur und in der Gattung Mensch. Doch wie sicher sich *Feuerbach* auch gibt, nichts kann darüber hinwegtäuschen, daß er ausgeschöpft ist. Die Vorlesungen in Heidelberg fordern seine ganze Kraft. Die Zuhörer mag er über den eigentlichen Ursprung seiner Anschauung hinwegtäuschen, nicht aber sich selbst, denn er weiß zu gut, wie sehr er in seinen Vorträgen die Wirklichkeit seines Wollens verfälscht hat. Was er als seine Lehre verkündet, steht im Widerspruch

<sup>74</sup> Sämtliche Werke, Bd. 8, 25.

<sup>75</sup> Ebd. 26 f.

zu dem, wonach er sich sehnte: nach einem Leben in Einklang mit sich selbst und seiner Welt, nach einem Leben in Ehre und Anerkennung. Seine Lehre ist der Protest gegen eine Welt, die ihm diese Anerkennung versagte. Wenn er äußerlich »seinen« Weg geht, dann ist es ein Weg gegen die eigentlichen Tendenzen seiner »Wesenstiefe«. 1848 ist die Kraft verbraucht, die es ihm lange Zeit ermöglicht hatte, den Widerspruch mit sich selbst auszuhalten. So muß er den »Preis« zahlen, den er 1841 selber angeboten hatte. Kurz nach dem Antritt seiner Heidelberger Vorlesungen schreibt er an seine Frau: »Meine Vorlesungen greifen mich furchtbar an, die Gegenstände derselben beschäftigen mich ... Tag und Nacht ... Bisher ... war es mir ... so Muthes, wenn ich auf das Katheder musste, wie einem armen Sünder, der aufs Schaffott muss. Indess sowie ich oben stand raffte ich mich zusammen; ...« Etwas später schreibt er in demselben Brief: »Warum meine Vorlesungen mich so angreifen, erklärt sich aus dem Widerspruche derselben mit meinem Leben, Wesen und Geiste, aus dem Widerspruche derselben, ... ich will nicht die Gründe auseinandersetzen, die dieses Vielen Unerklärliche erklären, es gehört in die Psychologie«<sup>76</sup>. Das ersehnte Katheder, in Heidelberg von *Feuerbach* nach langer Unterbrechung wieder bestiegen, wurde ihm zum Richtplatz seines Lebens und seiner Lehre. Mit der Rückkehr von Heidelberg nach Bruckberg im Frühjahr 1849 beginnt für *Feuerbach* die letzte lange, mühsame Periode seines Lebens.

## VI. JAHRE DER BITTERKEIT (1849–1872)

Nach Bruckberg zurückgekehrt, wird *Feuerbach* von der Öffentlichkeit vergessen. Er selber schweigt. Als dann endlich 1857 seine »Theogonie« erscheint, sind die ehemaligen Anhänger enttäuscht<sup>77</sup>. *Feuerbach* war für ihren Geschmack über den Standpunkt von 1848 nicht hinausgekommen. Mochte er selbst anders denken und von seiner Schrift überzeugt sein, das Echo blieb aus, auch auf die kleineren Schriften, die er in der Folgezeit noch veröffentlichte<sup>78</sup>.

Außer dem schriftstellerischen Mißerfolg trifft ihn und seine Familie 1860 auch noch ein harter materieller Schlag. Die Bruckberger Ziegelei bricht finanziell zusammen, und die *Feuerbachs* müssen sich nach einem

<sup>76</sup> Briefe 2, 170 f.

<sup>77</sup> Vgl. Briefe 2, 287 f. und Biographische Einleitung, 146 ff.

<sup>78</sup> Vgl. Sämtliche Werke, Bd. 11, 344 ff.

anderen Zuhause umsehen. Unterstützt von einigen Freunden zieht er von Bruckberg nach Rechenberg bei Nürnberg. Dort stirbt er am 12. September 1872. Begraben wird er auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg. Eine Briefstelle wird am Ende seines Lebens noch einmal zum Symbol seines gebrochenen Lebensweges. Beim Übergang von der Theologie zur Philosophie, zu *Hegel*, hatte er das Bild von der abgestreiften Puppenhülle gebraucht, so neu, so ganz anders war ihm das Leben in der *Hegelschen* Philosophie erschienen. Am Ende seines Lebens gebraucht *Feuerbach* noch einmal dieses Bild. Tragisch und nicht ohne eine gewisse Ironie ist die Art und Weise, wie es geschieht. In einem Brief aus dem Jahre 1867 schreibt er: »Es graust mir, wie dem Leben vor dem Tode, vor der *Hegelschen* Philosophie, der *Hegelschen* Logik . . . Es ist das Grausen des Schmetterlings vor seiner Puppen- und Raupengestalt«<sup>79</sup>.

Wir stehen am Ende der Untersuchung zu Leben und Werk von *L. Feuerbach*. Ein Leben, das voll des Hasses, der Auflehnung und des Protestes war, ein Leben, das, wie selten eines, die Sehnsucht kannte nach verstehenden Menschen und einem verstehenden Gott.

*Feuerbach* ist eine der tragischen Gestalten des 19. Jahrhunderts. In ihm sind »Macht und Ohnmacht« dieses Jahrhunderts zu spüren. Ähnlich wie bei *Kierkegaard* und *Nietzsche* wird bei ihm die Frage nach Gott zu der Frage seines Lebens schlechthin. Drängender als bei anderen ist die Art, wie sich die Frage nach Gott stellt. Im Leben von *Feuerbach* wird mit schmerzlicher Deutlichkeit sichtbar, daß Gott generell durch Menschen zum Menschen spricht und daß er im allgemeinen über den Menschen gefunden wird. Der Glaube an Gott wird da unmöglich, wo der Glaube an die Menschen ausfällt. Die Menschen, die den Glauben begründen, sind nicht irgendwelche Menschen, sondern vom Ursprung des Lebens her ganz bestimmte: die Mutter, der Vater, die Schwestern und die Brüder, und die, denen wir jeweils als möglichen Stellvertretern begegnen. Von besonderer Bedeutung ist die Gestalt des Vaters, die auf Gott, den Vater im Himmel, hinweist und, selbst gläubig, andere ermutigt, daß der Glaube an Gott gelingen kann. Fällt diese wichtige Beziehung aus, so wird die Entfaltung des Glaubens (*fides qua*) fraglich<sup>80</sup>.

Bei *Feuerbach* fällt die Beziehung zum Vater nicht aus, sie verkehrt sich in ihr Gegenteil: in Haß und Ablehnung. Im Ruf nach dem Schaf-

<sup>79</sup> Briefe 2, 320.

<sup>80</sup> Vgl. die in Anm. 1, 3, 16, 55 genannten Beiträge von *W. Heinen*; ferner *M. Becker*, Bild – Symbol – Glaube, Essen 1965.

fott wird er zu dem Prototyp indirekten Fragens nach der Glauben weckenden und fördernden Gestalt des Vaters. Im Protest gegen die Väter wird Gott gestürzt. Aber läßt sich auf diesem Wege der Mensch erreichen? Ist der Weg zum Schaffott der Weg zum Menschen? Ist endlich die Praxis der Inhumanität die Theorie der Humanität? Und gibt es einen menschlichen Bruder ohne menschliche Väter, ohne den Vater, der im Himmel ist?

Im Sturz der Götter und Gottes selbst erhebt sich *Feuerbach* zu trügerischer Selbstgewißheit. Wo findet er Halt? Wo findet er als Mensch die Stütze für sein Leben? In der Natur findet er sie als Mensch, in der Mutter als Sohn. Die Natur wird *Feuerbach* zum bergenden Schoß eines mütterlichen Gottes. An einen »väterlichen Gott«, an einen »Vater-Gott« kann er nicht glauben. So kämpft er gegen den Gott der Väter, gegen den »Gott der Heiden, der Juden und der Christen«. Doch bei alldem hält er Ausschau nach Gott. Verborgен ist er auf der Suche nach ihm. Wie Jakob ringt er mit Gott und wie Jakob will er gesegnet sein. In den Gestalten seiner Beziehungen aber findet er den väterlichen Gott nicht.

Das Du, das ihm für kurze Zeit in seiner Frau hoffnungsvoll aufgeht, versinkt ihm allzu rasch in der Widersprüchlichkeit seines Wesens. Der *Pascalsche* »Funke des Herzens« kann bei ihm nicht zur Flamme werden. Als Hilfe für ihn bleibt die »Unschuld des Herzens«, wie sie *Camus* im Sterben des revolutionären Mörders beschreibt. Diese »Unschuld des Herzens« verweist letztlich noch einmal auf den »desintegrierten« und »dissoziierten« Ursprung der Religionskritik von *Ludwig Feuerbach*.